

Antwort auf einen Diskurs

Autor(en): **Blumer, Jacques**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **70 (1983)**

Heft 3: **Architekturausbildung = Formation architecturale = Training of architects**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-53445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Antwort auf einen Diskurs

La Banque de l'Etat à Fribourg, drei nicht unvoreingenommene Betrachtungen

Als Replik und ergänzenden Beitrag zu dem «Diskurs über einen Bau» (vgl. Werk, Bauen+Wohnen Nr. 1/2/1983) rezeptiert Jacques Blumer die «Analysen und Kommentare».

La Banque de l'Etat à Fribourg, Trois commentaires non exempts de partialité

Pour répliquer au «Débat sur un bâtiment» (voir Werk, Bauen+Wohnen No 1/2/1983) et pour le compléter, Jacques Blumer fait le bilan des «analyses et commentaires».

The Cantonal Bank Fribourg . . . three non objective viewpoints

A reply and a further contribution to the «Discussion about a building» (cf. Werk, Bauen+Wohnen No. 1/2/1983). Jacques Blumer assesses the «Analyses and commentaries».

«Im Rahmen des Themas Diskurse über einen Bau bildet die Staatsbank in Freiburg einen exemplarischen Fall; exemplarisch, weil stellvertretend für weitere Situationen.»

Soweit Paolo Fumagalli in den Vorbemerkungen zur Debatte über die Freiburger Staatsbank im letzten Werk, Bauen+Wohnen.

Dieser Anspruch ist durchaus zu stellen. Und so wird in den folgenden Betrachtungen das Projekt als Beispiel und nicht der Verfasser und seine Arbeit diskutiert, also durchgeschüttelt. Denn anmassend zwar wäre es, einem Architekten das Recht auf die Realisierung seiner Vorstellungen abzusprechen, notwendig aber ist es, die eigene Meinung zu sagen, wenn diese Vorstellungen kanonisiert werden.

Und noch etwas muss zu Anfang mit aller Deutlichkeit betont werden: Wenn ich mich in folgenden kritisch und ironisch zur Bank in Freiburg äussere, dann bin ich mir immer bewusst, dass es sich dabei um ein Stück echter Architektur handelt. Ich möchte mich da an Kurt Tucholsky halten, der gesagt hat, es gebe eine Grenze der Diskussion gegen unten. Diese Grenze liegt mit Mario Botta hoch.

The Proof of the cake is the eating

Da hat man nun den Kuchen auf den Tisch gestellt, sein Aussehen bewundert, über das Rezept geplaudert und lokale Varianten diskutiert. Es ist ein gut duftender Kuchen. Nur sollte man nicht vergessen, ihn zu essen.

Seit kurzem steht sie, die neue Staatsbank. Vorher war dort das Hôtel de Fribourg. Es war kein schöner Bau. Er spielte auch keine besondere Rolle. Er war plump und gewöhnlich. Restaurant und Hotel, wie eben öfters an Bahnhofen. Der Neubau ist anders, sicher auffallender. Der erste Eindruck, den er macht, ist zwiespältig. Es gibt kein Erschrecken und keinen Freudensprung. Ein sich am Platz öffnendes, ein begrüßendes Gebäude, wie man es vielleicht erwartet hätte, steht da nicht. Der Kopf des Boulevard Pérolles ist eher die Klippe, an deren Rücken der Verkehr des Bahnhofplatzes abfließt. Die Geste der Stadt gegenüber fehlt. Die Bauten zur Rechten und zur Linken verhalten sich freundlicher.

Der Eingang zum neuen Haus ist schwer zu finden. Dass hinter der breiten Oberlichtbrüstung unter der herausstehenden «Transformatorenschleife» sich ein

Café auf die Stadt richtet, ist erst mit einiger Anstrengung auszumachen. Das Boulevard-Café gibt es in tausendfacher Ausführung auch ausserhalb Paris. Am Boulevard Pérolles, im Gebäude der Staatsbank, ist das nicht der Fall. Eine breite Treppe scheint zu einem Eingang zu führen. Es ist dies aber nur der Zugang zur Sommerterrasse. Der Eingang liegt bekannterweise woanders. Dass im Sommer die Leute über die Terrasse ins Café kommen und die Schalterhalle der Bank suchen, mag anekdotisch klingen, deutet aber darauf hin, dass zwischen dem, wie das Gebäude wirkt, und dem, wie es eigentlich funktioniert, ein Widerspruch besteht. Und wenn am Eingang der Querpassage, wo der Zugang zur Schalterhalle liegt, eine Tafel darauf hinweisen muss, so ist in der Führung zum Gebäude etwas wirklich nicht klar.

Das Ende des Boulevard Pérolles zu markieren und sich auf den Bahnhofplatz auszurichten, war eine Grundvorstellung des Entwurfs. Im Erleben des heutigen Gebäudes kommt diese Vorstellung nur beschränkt zum Tragen.

Aber auch der andere Wunsch des Projekts, den Boulevard Pérolles fertigzubauen, liess sich nicht ganz erfüllen.

1-3

Die Nachbarsbauten zur Rechten und zur Linken/Les bâtiments voisins sur la droite et sur la gauche/Adjacent buildings to right and left

4

Der vermeintliche Haupteingang, der nur zur Sommerterrasse führt/L'entrée présumée principale qui ne mène qu'à la terrasse d'été/What looks like the main entrance leads only to the summer terrace

5

Der offenbar notwendige Hinweis auf den Bankeingang/Le signe apparemment nécessaire à l'entrée de la banque/Notice, apparently necessary, for entrance to bank

6

«Mit dem Neubau ist der Prinz nicht gekommen»: der Strassen- als Abstellraum/«Le nouveau bâtiment n'est pas un miracle»: l'espace des rues sert de dépôt/«The prince did not appear with the new building»: streets used for storage

7

Materialschwall in der Schalterhalle/Pléthore de matériaux dans le hall des guichets/Materials in counter hall

8, 9

Die Rück- und Vorderseite/L'arrière et le devant/Back and front

10, 11

«Empfangsbilder»: Eingang des Restaurants und der Garage/«Symboles d'accueil»: l'entrée du restaurant et du garage/«Reception pictures»: entrance to restaurant and garage

12

Die Bank als architektonisches Ereignis/La banque, un événement architectural/The bank as an architectural event

Fotos: Jacques Blumer

Dieser hatte und hat zwei recht verschiedene Seiten. Die Bankseite mit ABM und Mobiliargebäude war bereits, als das Hôtel de Fribourg noch stand, das Aschenbrödel. Mit dem Neubau ist der Prinz nicht gekommen.

Heute ist der Eindruck im Vorbeigehen eher trist. Abstellstreifen für Mofas und Lieferwagen. Da konnte der Architekt leider nichts ausrichten.

Doch auch hier gilt, was vom «Kopf» gesagt wurde: der direkte, einfache Bezug zur Strasse fehlt. Zwar wird die innenliegende Schaltherhalle durch die angedeutete Zweistöckigkeit sichtbar gemacht, und das Einbuchten der Schaukasten erweckt im ersten Moment den Eindruck, man könne eintreten. Doch diese Scheintüren enden in einem hohen gerundeten Glasschlitz, durch den man allenfalls den hosenträgerverzierten Rücken des dahintersitzenden Beamten meditieren kann. Die Öffentlichkeit des Gebäudes ist real, nur in Andeutungen erlebbar.

Entrée des Hauses bildet die Passage zwischen Kopf und Flügelbauten. Von hier betritt man das Café, von hier die Schaltherhalle.

«... son hall magistral des guichets, son restaurant et son night-club défient toutes conventions...», schreibt ein Kritiker. Da muss man sich nur klar sein, was man unter Convention verstehen will. Denn konventionell ist die Freiburger Schaltherhalle allemal. Der Form- und Materialschwall verschlägt einem beim Betreten vorerst den Atem. Da stürzt es entgegen in Marmor und Holz, mit Mustern und Farben, mit sakralem Lichtschlitz und geschwungener Decke. Der Lichtschlitz landet allerdings nirgends, ausser man wolle ein dekoratives Wandstück und eine Digitaluhr als angemessenen Abschluss eines architektonisch doch eher hochgestochenen Auftaktes ansehen, und mit der konstruktiven Logik der geschwungenen Decke hätten Nervi oder Mangiarotti etwelche Schwierigkeiten.

Ein freier Raum mit darum herum gestaffelt angeordneten Bankschalthern entspricht dem gängigen Aufbau einer Schaltherhalle. Etwas Neues wurde nicht versucht, einzig die Geldhalle kathedralisiert.

Die Schalter bilden eine massive Mauer aus Kanthölzern, in der wie erratische Blöcke Steinklötze stecken. Darüber blendet eine modische Beleuchtung, Tageslicht gibt es auch. Es dient vor allem dazu, den Fussboden zu erhellen. Quer durch die Schaltherhalle eine rosa Stufe und, wie von anderswo her, die Sitzgruppe mit Barcelona-Sesseln. Mies sagte bekanntlich «less is more», was Venturi zu «less is bore» persifliert. Nun haben wir das Viele, und ist das wirklich so eindrücklich, dass Christian Norberg-Schulz sagen kann: «Die Bankhalle selbst ist ein Meisterwerk der Innenarchitektur»? Ich meine «Kulisse für eine Provinzaufführung des Parzival» wäre zuweit auf die andere Seite ausgeschlagen. Die Wahrheit ist wohl dazwischen zu suchen.

Das sind zugegebenermassen sehr subjektive Beobachtungen, deren Unzulänglichkeit ein eigener Besuch jederzeit bestätigen kann.

Bauen für den Stadtplan

Die Bank am Anfang des Boulevard Pérolles könne auch Post oder Telegrafenamnt sein, der Inhalt Bank sei zufällig. Bestimmend sei die Aufgabe Dienstleistungsgebäude und der besondere Ort, an dem der Bau in der Stadt stehe. Soweit das Argument. Ausschlaggebend ist der Begriff Stadt. Mario Botta meint, es gehe darum, für die Stadt und nicht gegen die Stadt zu bauen. Für die Stadt bauen bedeute, durch eine korrekte Lektüre des Ortes auf ein gegebenes Problem einzuwirken. Für den «Ort» der Bank werden als wichtig erachtet: die Fassadensituation entlang des Boulevards, die Kopfsituation gegen den Bahnhofplatz und der Block als städtebaulicher Baustein. Im weiteren der Bahnhofsingang als Referenzpunkt und die Gleichwertigkeit der Strassen. Die Konsequenz daraus – das Konzept des Bankgebäudes – ist der dreiteilig organisierte symmetrische Körper, die Lochfassade gegen den Boulevard und die Rundfassade zum Bahnhofplatz.

Das Eingehen auf den Strassenzug, die Kopfsituation und den Platz ist die Berücksichtigung eines gegebenen Standortes, was kein vernünftiger Mensch in Frage stellen wird. Das Postulat der

Gleichwertigkeit des Strassennetzes und der Priorität des Baublocks mit Hinterfassade und Hof ist weniger zwingend, eher ein überliefertes Rezept, Volumen und Form des Baus schliesslich nur noch aus dem plastischen Willen des Architekten zu erklären.

Andere Erklärungen werden jedenfalls keine geboten. Dazu heisst es: «Der Wille, diese beiden Formsprachen zu differenzieren, übersetzt weniger die Funktion Bank, der das Gebäude dient, als vielmehr dessen Sein an diesem Ort.» Das führt also auch zu symbolischen Bedeutungen für die Lektüre der Stadt.

Dieses Sein hat mit der Funktion also, mit dem Bedürfnis der Leute, die in diesem Gebäude arbeiten, wenig zu tun. Auch mit dem Erlebnis derjenigen auf der Strasse nicht, eigentlich mit niemandem, ausser eben der Stadt. Wird diese aber so verstanden, so ist sie zu einem Formkanon reduziert, in ein inhaltsleeres absolutes Bild verwandelt. Und wie bei Hegel die Entwicklung der Geschichte im preussischen Staat gipfelt und dort ihre Vollendung findet, so kann man sich heute des Eindrucks nicht verwehren, die Geschichte der Stadt solle hier, von der Tendenz beweihräuchert, auf dem Altar des letzten Jahrhunderts versteinert werden. Damit werden Namen genannt und Bilder ge(ver)zeichnet, die das Gespräch über die Feiburger Bank hinausführen.

Hier wäre festzustellen, dass zwar Aussagen wie «Nach der Lektion der 70er und 60er Jahre, als jeder freie Winkel und jeder Neubau als für sich stehende Grösse realisiert wurden, haben wir ein neues Bewusstsein von den Werten der Stadt gewonnen» eingängig tönen und, bezogen auf die generell chaotische Bauproduktion, auch richtig sind, dass infolge solcher Aussagen aber ein schematisches und rückwärtsgerichtetes Stadtverständnis als Retter in der Not angeboten wird. In der Bibel steht nicht, dass die Kritik am objektfixierten Städtebau zu einer Aufnahme des nackten Klassizismus der Boullée und Ledoux führen und die bürgerlichen Stadtvorstellungen eines Baron Haussmann aufnehmen müsse, wie es heute den Anschein macht.

Diese Kritik wurde bereits am Ot-

terloo-Kongress aufgenommen und ist heute beileibe nicht abgeschlossen. Und wenn die Versuche der 70er Jahre von Toulouse le Mirail bis zur Freien Universität Berlin auch öftes scheiterten, wenn Bauwut und freier Bodenmarkt unsere Städte zu Profitopolis verkommen ließen, und die Savonarolas des Neuen Rationalismus zu Recht den «spazio collettivo» predigen, so kann dieser notwendige kollektive Stadtraum, kann die Vorstellung der Stadt, die wir heute brauchen, wohl kaum aus den nostalgischen Zeichnungen der Culot, Krier und Co. gewonnen werden. Die Verabsolutierung der Form von Gebäude und Stadt sowie der Verzicht, auf Bedürfnis, Anspruch und Rolle dessen, der Gebäude und Stadt benützt, einzugehen, führt nicht zum Bauen für die Stadt, sondern lediglich zum Bauen für den Stadtplan. Und das gilt vielleicht auch etwas für die Bank in Freiburg.

To think of beauty as a thing to be enjoyed apart from use is to be a fetishist and an idolator (A.K. Coomaraswamy)

Die Stadt als Abstraktum verstanden, hat ihr Gegenstück in der von der Funktion «befreiten» Form. Das Schlagwort, welches heute hier gebraucht wird, ist: autonom. Der Grund oder vielleicht besser gesagt der Auslöser eine Form für einen Gegenstand, einen Raum zu finden, wird fallengelassen und durch einen abstrakten Ordnungsmechanismus ersetzt. So etwa durch den einfachsten und auch banalsten, die Symmetrieachse.

Eine aufsteigende Treppe, ein Wandschlitz, die runde Uhr darunter, dann Zeitungshalter über dem zu einem kleinen «Altar» erhöhten Sockel, alles in der Achse des Eingangs, zusätzlich Spielautomaten rechts und links, das ist das Bild, das den Gast beim Betreten des Cafés empfängt. Die Schalterhalle, Café und Disco, Garageingang und verschiedenste Details, sie alle zeigen denselben Aufbau. Nicht der Zweck, nicht die Erlebnismöglichkeiten derer, die es gebrauchen, sondern eine vorgegebene Geometrie scheint Grundlage für den Entwurf des Gebäudes und seiner Teile zu werden. Das komplexe und komplizierte Verhältnis zwischen adäquater Form und Bedürfnis wird zugunsten fast mechanischer Rezepte aufgegeben.

Damit soll nun keinesfalls einem vulgären Funktionalismus das Wort geredet werden. Dass Formen ein Eigenleben führen, ist nicht bestritten, ebensowenig allerdings wie die Einsicht, dass sie gleichzeitig immer eine Bedeutung haben, welche auf einen dahinterstehenden Inhalt hinweist.

Ich möchte in diesem Zusammenhang eine Passage aus dem Essay «why exhibit works of art» des Kunsthistorikers und Kritikers A.K. Coomaraswamy wiedergeben: «What is art, or rather what was art? In the first place the property of the artist, a kind of knowledge and skill by which he knows, not what ought to be made, but how to imagine the form of the thing that is to be made, and how to embody this form in suitable ma-

terial, so that the resulting artefact may be used. The shipbuilder builds, not for aesthetic reasons, but in order that men may be able to sail on the water; it is a matter of fact that the well-built ship will be beautiful, but it is not for the sake of making something beautiful that the shipbuilder goes to work; . . .»

und weiter:

«Beauty in the master craftsman's atelier is not a final cause of the work to be done, but an inevitable accident. And for this reason, that the work of art is always occasional; it is the nature of a rational being to work for particular ends, whereas beauty is an indeterminate end; whether the artist is planning a picture, a song, or a city, he has in view to make that thing and nothing else. What the artist has in mind is to do the job «right», . . .»

Der Architekt, welcher eine Bank baut, baut also vorerst eine Bank, auch wenn das Gebäude später zu etwas anderem wird. Er entwirft das Haus für seine Zeit und für die Leute, die in ihm arbeiten. Seine Arbeit ist wie immer der Versuch, das gestellte Problem im funktionellen, gesellschaftlichen, natürlich auch städtischen, immer aber in seinem heutigen Kontext zu verstehen sowie das Suchen nach der adäquaten Form.

Auf diesem Hintergrund muss nach der Berechtigung des Auftretens der Freiburger Bank gefragt werden. Und das gilt sowohl für ihre Erscheinung im Stadtgefüge wie für das Gebäude als architektonisches Ereignis. J.B.